

Buchholz, Michael B.

Herausforderung Familie: Bedingungen adäquater Beratung

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 54 (2005) 8, S. 664-683

urn:nbn:de:0111-opus-9654

Erstveröffentlichung bei:



www.v-r.de

Nutzungsbedingungen

pedocs gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von pedocs und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Kontakt:

peDOCS

Deutsches Institut für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)

Informationszentrum (IZ) Bildung

Schloßstr. 29, D-60486 Frankfurt am Main

eMail: pedocs@dipf.de

Internet: www.pedocs.de

Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie

Ergebnisse aus Psychoanalyse,
Psychologie und Familientherapie

54. Jahrgang 2005

Herausgeberinnen und Herausgeber

Manfred Cierpka, Heidelberg – Ulrike Lehmkuhl, Berlin –
Albert Lenz, Paderborn – Inge Seiffge-Krenke, Mainz –
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

Verantwortliche Herausgeberinnen

Ulrike Lehmkuhl, Berlin
Annette Streeck-Fischer, Göttingen

Redakteur

Günter Presting, Göttingen

V&R Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Herausforderung Familie: Bedingungen adäquater Beratung

Michael B. Buchholz

Summary

Family as challenge: Contexts of adequate counselling

We live in a world of competing family models of which the standard model – two adults of different sex with two children of different sex – is only one among many others. Besides this sociocultural context this article focusses on the inner contexts of familytherapeutic dialogues. Processphantasies and the role of metaphor are underlined. This article gives clinical advice how to carefully listen to the use of metaphors by family members and how to deal with them. Three extended transcripts of family sessions are presented.

Key words: family therapy – therapeutic dialogue – context – processphantasy – metaphor

Zusammenfassung

Das familiäre Standardmodell – zwei Erwachsene verschiedenen Geschlechts mit zwei Kindern verschiedenen Geschlechts – hat längst Konkurrenzen bekommen. Neben diesem soziologischen Kontext konzentriert sich der Aufsatz auf die inneren Kontexte der familientherapeutischen Gesprächssituation und hebt hier insbesondere die Prozessphantasien hervor. Weiter wird auf die Rolle der Metapher hingewiesen, für die sich zu sensibilisieren eine Voraussetzung guter therapeutischer Gesprächsführung wird. Hinweise, wie mit Metaphern in Familien gearbeitet werden kann, werden gegeben. Drei ausführliche Transkripte familientherapeutischer Sitzungen werden präsentiert.

Schlagwörter: Familientherapie – Gesprächsführung – Kontext – Prozessphantasie – Metapher

1 Einführung

Das familiale Standardmodell – die Familie besteht aus zwei Generationen und zwei Geschlechtern, zwei Eltern beiderlei Geschlechts haben 2 Kindern, möglichst auch

beiderlei Geschlechts – spukt zwar immer noch in den Köpfen als der so genannte familiäre Normalfall, dennoch spricht sich herum, dass dieses Standardmodell erhebliche Konkurrenzen bekommen hat und dass es nie mehr als etwa 45 % der Bevölkerung waren, die dieses Standardmodell tatsächlich auch lebten und erlebten (Buchholz 1993; Seiffge-Krenke 2004). Die statistischen Kennziffern – hohe Scheidungsraten und hohe Wiederverheiratungsquoten, Rückgang der Kinderzahlen auf 1,24 Kind pro Frau – haben Familientherapeuten seit vielen Jahren alarmiert (Cherlin 1981; Dinkel et al. 1992, Hoffmann-Nowotny u. Höpflinger 1980; Trent u. South 1989; Roussel 1988), manche meinten auch, das Aufkommen der Familientherapie selbst habe mit dem Niedergang der Lebensform Familie zu tun (Ewert 1988; Nave-Herz 1988). Besondere neue historische Gestalten wie der „alleinstehende Vater“ (Heekerens 1998) sind mit Daten aus dem Mikrozensus beobachtet worden mit genauem Sinn für das Ausmaß der tektonischen Verschiebungen im Gefüge der Institution Familie. Insbesondere der rapide Rückgang der Geburtenrate nach der Wiedervereinigung hat die soziologischen Statistiker überrascht (Kopp u. Diefenbach 1994; Mau 1994; Richter 1994), denn dass derartig rational mit einem veränderten reproduktiven Verhalten auf schlagartig veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen reagiert wurde, hatte niemand erwartet. Das Familienrecht und -politik passten sich diesen Umständen an (Limbach 1988; Lüscher u. Schultheiß 1988).

Selbstverständlich haben solche demographischen Kontexte einen nachhaltigen Einfluss auf die Situation von Familienberatung und -therapie; ich möchte mich hier dem inneren Kontext der Gesprächssituation mit Familien zuwenden, um einige allgemeine Bedingungen adäquater Beratung von Familien hier zur Diskussion zu stellen.

2 Kontexte der Beratung

Der Begriff des Kontextes kann als die zentrale Innovation der familientherapeutischen Sichtweisen über die Schulen hinweg gelten. Trotz aller theoretischer Bemühungen und Anleihen bei Bedeutungslehren, System- und Sprechakththeorien und anderen Wissenschaften, die „Kontext“ schon vorgeklärt haben, wird im familientherapeutischen Alltag „Kontext“ meist im Sinne eines Milieus verwendet. Hier herrscht eher die Vorstellung, dass mit Kontext das eine Situation Umgebende gemeint sei. So finden sich immer wieder Vorstellungen, dass eine Familie Kontext des kindlichen Symptomträgers ist, die Familie ihrerseits in lokale Kontexte und diese wiederum in universell-gesellschaftliche Kontexte eingebettet sind. Die Metapher des „Einbettens“ suggeriert hierbei die beschriebene ideale Konstruktion vom Kontext als Milieu. Selten werden familientherapeutische Bücher mit psychoanalytischem Einschlag von amerikanischen Autoren verfasst; umso bemerkenswerter, wenn Mary-Joan Gerson ihr Buch „The Embedded Self – A Psychoanalytic Guide to Family Therapy“ (1996) nennt.

Diese Vorstellung der „Einbettung“ ist nicht falsch, aber ergänzungsbedürftig. Man kann den Begriff des Kontextes auch noch in einer anderen Weise verwenden (Buchholz u. Seide 1995).

Es gibt nicht nur Kontexte *einer* Situation, sondern auch Kontexte *in* der Situation, die durch die Konversationen (Atkinson u. Heritage 1984) der Beteiligten *her-*

und *dargestellt* werden. Institutionen beispielsweise manifestieren sich nicht nur als „die“ Psychiatrie oder „die“ Beratungsstelle, sondern die „Fußabdrücke“ der Institution sind in den Gesprächen der Mitarbeiter mit ihren Klienten präsent, wenn diese Diagnosen stellen, beraten und behandeln, irgendwelche Befunde erheben, Maßnahmen empfehlen usw. Die Institution vollzieht sich *durch* das konversationelle Handeln. Es ist also nicht nur so, dass Berater und/oder Therapeuten „in“ einer Institution ihrer Tätigkeit nachgehen; die Präposition „in“ ist hier recht verführerisch, denn sie suggeriert, wir könnten das Gleiche auch andernorts, sozusagen von Person zu Person tun. Nach meiner Erfahrung ist diese Illusion jedoch immer erst produktiv zu wenden. Beratung beginnt als institutioneller Vollzug, allmählich merken die Beteiligten im Laufe des Prozesses, dass der Kontakt persönlicher wird. Ich erinnere mich sehr gut an eine meiner allerersten Beratungssituationen, als eine Mutter mich im zweiten Gespräch, 14 Tage nach dem ersten, fragte: „Wie können Sie sich das alles bloß merken?“ Ich war damals noch naiv genug zu glauben, ich müsse diese Frage tatsächlich beantworten; heute würde ich sie eher als Aussage auffassen, als Indiz dafür, dass etwas entstanden war, dass mehr ist als der bloße institutionelle Kontakt, nämlich ein persönlicheres Interesse.

Auf diesen inneren Kontext der Beratungssituation soll hier näher eingegangen werden. Während der äußere Kontext gleichsam die Zeit überdauert – es gibt ja Psychiatrien oder auch Schulen, die sich seit 200 Jahren nicht verändert haben –, muss der innere Kontext stets handelnd vollzogen werden; ihm kommt ein dynamisches Moment zu. Er befindet sich in ständiger dialogischer Veränderung. Der äußere Kontext hat einen Einfluss *auf*, der innere Kontext entfaltet sich *in* der Sitzung. Beide Kontexte determinieren das beraterische Geschehen erheblich mit; ich beschränke mich hier auf den inneren, den dynamischen Kontext und will drei Aspekte daran darstellen: die sog. Prozessphantasien als Mitgestalter der konversationellen Formate, die Rolle der Metapher und das Familien-Narrativ.

3 Prozessphantasie und Konversation

Die interaktive Ko-Konstruktion des inneren Gesprächs-Kontextes hat selbst wiederum rückwirkende Effekte. Man kann sich das an Beispielen erläutern. In einer Arzt-Patient-Beziehung darf der Doktor auffordern: „Machen Sie sich bitte frei!“. Würde der Patient seinerseits die üblichen Erwartungen an die Gegenseitigkeit („Reziprozität“) einfordern und antworten: „Sie aber auch!“, dann würde er, wie die Umgangssprache sehr genau sagt, „aus dem Rahmen fallen“, aus dem Rahmen, den der äußere Kontext einer relativ formalisierten Beziehung vorgibt. In einer freundschaftlichen Beziehung dürfen andere Fragen, etwa nach dem Wochenende mit der neuen Freundin gestellt werden als in einer Beziehung zwischen Arbeitskollegen. Man kann leicht sehen, dass der institutionelle Rahmen festlegt, was geht und was nicht geht. Er hat restringierende Effekte. Das gilt auch vor Gericht; hier ist immer klar, wer die Fragen stellt und wer zu antworten hat und wehe dem Angeklagten, der dem Richter Fragen stellen würde. Der institutionelle Rahmen restringiert Gesprächsformate, Themen, kommunikative Anschlussmöglichkeiten und wählbare Rollen.

Aber es gibt auch eine Sorte Fragen, die selbst in einer langjährigen freundschaftlichen Beziehung den Eindruck entstehen lassen, man würde verhört oder zu Parteinahmen gegen einen Dritten aufgefordert oder wird getestet, ob man sich auf nicht ganz saubere Unternehmen einzulassen bereit ist. Es gibt immer auch Verhaltensweisen, durch die der Rahmen „verrückt“ würde. Man kann sich das an familiären Leitsätzen verdeutlichen, die in Familien geprägt werden. In einer Familie hieß es etwa: „Man geht nicht aus dem Haus im Streit.“ Das war auf alltägliche Verabschiedungen gemünzt. Aber der Satz erhält auch einen Sinn, der pubertierenden Kindern die Ablösung schwer macht dann, wenn sie es sich durch Streit leichter machen könnten, das Haus zu verlassen.

Man merkt dann, hier läuft noch ein ganz anderer Film ab, hier spielt ein anderer, eben ein innerer Kontext hinein, der interaktiv vollzogen werden soll. Das Interessante dabei ist, dass ein solcher anderer Film immer den Mitspieler braucht, um zur Aufführung zu gelangen und dabei kann es zu höchst raffinierten Wendungen kommen. Ein fiktives Beispiel wäre, wenn man versuchen wollte, seinen Finanzbeamten zu bestechen. Man kann nicht hingehen und fragen, ob er sich bestechen lassen würde, weil das Risiko, dass er nicht mitspielt, zu groß ist. Man muss also allerlei Tests einbauen, Ratifizierungen abwarten, kleine Rückzüge vornehmen, taktieren und die eigene Taktik maskieren können und kann dann sehen, wie sich allmählich ein raffiniertes ko-konstruktives Spiel aufbaut, dessen schillernde Bedeutungen für Außenstehende nicht leicht zu durchschauen wären. Ein alltäglicheres Beispiel für das gleiche Interaktionsproblem ist der Flirt. Wer direkt fragen würde, ob der zugeworfene Blick ein „Flirt“ ist, würde nur allzu deutlich zu verstehen geben, dass er nicht flirten kann. Man kann auch nur schlecht jemanden auffordern: „Wollen wir flirten?“ Emotional hochbedeutsame Situationen nutzen, so kann man aus diesen kleinen Beispielen lernen, die Ambivalenz als Ressource. Diese Ambivalenzen nicht vereindeutigen zu wollen, ist ein erheblicher Teil interaktiver Kompetenz. Am Ende eines Vortrages bekommt der Vortragende öfter zu hören, sein Vortrag sei „interessant“ gewesen – auch das ein Beispiel der gekonnten Handhabung ambivalenter Ressourcen. Man vermeidet mit einer solchen Formel möglicherweise konflikthafte Stellungnahmen, weist sich aber dennoch als kompetenter Mitspieler im akademischen Geschäft aus und knüpft zugleich sympathisierende Beziehungen. Ich meine, man muss solche Leistungen würdigen; es ist ja nur ein einziges Wort, was das alles zugleich vollbringt.

Ein wesentlicher Teil beraterisch-therapeutischer Kompetenz besteht nun genau darin, das Spiel dieser Ambivalenzen kooperativ und möglichst humorvoll in der Schwebelage zu halten, um verstehen zu können, welcher andere Film denn noch abgespielt werden soll. Solche ganz anderen Filmszenen haben von Plassmann (1986) den Namen „Prozessphantasien“ erhalten; ein treffender Ausdruck, denn es geht um Phantasien, die im Prozess über den Prozess entstehen. Mit solchen Phantasien beantwortet sich eine Familie die Frage danach, wozu „wir hier zusammen sind“. Ich nenne Beispiele:

Solange eine Familie von der Beratung eher soziale Kontrolle als Unterstützung erwartet, solange wird sie alle Fragen getreulich beantworten, aber das Gespräch wird ohne die Frage-Initiative des Beraters absterben. Die Familie verhält sich im Prozess, als ob sie über den Prozess dächte, hier findet eine soziale Kontroll-Untersuchung statt. Die Phantasie steuert die Rollen-Asymmetrie.

Andere Familien lassen eher eine Gerichtsverhandlung ablaufen, wo der Berater ein Urteil sprechen soll und alle Sprechbeiträge laufen darauf hinaus, seine Sympathie und Parteinahme zu beeinflussen. Auch sie verhalten sich im Prozess, als ob sie über den Prozess phantasieren, er sei eine Gerichtsverhandlung; diese Phantasie legt dann Rollen und Verhaltenserwartungen fest, der „Vorsitzende Richter“ muss „gewonnen“, „Beweise“ (etwa in Form wörtlicher Zitate aus andernorts stattgefundenen Gesprächen) herbeigebracht und am Ende ein „Urteil“ gesprochen werden.

Es gibt Familien, die machen eine Art Teambesprechung über einen „Fall“, der dann auch gar nicht anwesend zu sein scheint. Sie erörtern ausgedehnt, woher „die Störung“ kommt, ob „von früher“ oder mehr von der „Gewohnheit“, wie lange sie schon besteht und ob überhaupt Behandlungsbedarf besteht, denn ein anderer Verwandter hatte die Sache auch und es hat ihm nicht geschadet usw, in jedem Fall aber ist man bereit, sich kooperativ an der weiteren Erörterung zu beteiligen. Hier treten insbesondere naive Krankheitstheorien in den Vordergrund, aber durchaus werden auch Rollen festgelegt.

Diese Vorstellungen *über* den Prozess, die *im* Prozess entstehen, heißen (mit Plassmann 1986) *Prozessphantasien*. Sie legen Rollen der Beteiligten fest, markieren deren Verhältnis zueinander (etwa als Asymmetrie oder als Kooperation); sie zeigen an, welche Vorstellungen sich eine Familie von der Art der Hilfe macht und damit auch indirekt von der Störung.

Es gibt demnach einen Zusammenhang zwischen der Art des beobachtbaren Sprechens und dem inneren Kontext der Prozessphantasie; eine Reihe ganz anderer Prozessphantasien lassen sich noch beschreiben (Buchholz 1995).

Auch Therapeuten haben Prozessphantasien, die allerdings vornehmer bezeichnet werden, nämlich als Theorie. Wir haben Theorien, die uns Therapie und Beratung als eine Art *Wachstum* auffassen lassen und definieren unsere Rollen damit als eine Art Gärtner, die ihre Pflänzchen hegen und pflegen. Die therapeutische Sitzung wird zu einer Art Gewächshaus und die therapeutische Tätigkeit besteht darin, für ein angemessenes Wachstumsmilieu zu sorgen. Wir haben aber auch andere Theorien, wonach Entwicklung eine Art Weg ist – und dann sehen wir den therapeutischen Prozess als „Begleitung“ an. Liest man ältere Falldarstellungen der strategischen Familientherapeuten bekommt man gelegentlich den Eindruck, hier wird der Vorstellung gefolgt, dass Therapie eine Art Krieg ist; es müssen „Manöver“ der Familie „geblockt“ und deren *Strategien* umgebogen werden.

Ich finde alle diese Vorstellungen nicht falsch, sondern eher unvollständig. Immer gibt es Phasen in Beratungen oder Therapien, die mit solchen Vorstellungen angemessen beschrieben werden. Ein Problem entsteht freilich, wenn man sich auf eine und nur eine solcher Prozessphantasien fixieren wollte, vielleicht aus schulischen Voreingenommenheiten. Und man kann sich klar machen, dass hier eine *Interaktion der Bilder* eine Rolle spielt, die die Kooperation der Beteiligten nachhaltig, aber aus dem Hintergrund steuert. Dabei kommt es unvermeidlich zu Konflikten. Man muss sich dazu nur vorstellen, dass eine Familie, die um richterliche Sympathien wirbt, auf einen Therapeuten trifft, der ihr Wachstum fördern will. Die Passung der Prozessphantasien zueinander ist ein Thema von großer klinischer Bedeutung, denn jede Prozessphantasie öffnet bestimmte Möglichkeiten, verschließt aber andere. Tränen

während einer „Gerichtsverhandlung“ stören und werden deshalb unterdrückt; beim emotionalen Wachstum freilich können sie als höchst erwünscht ins Spiel kommen. Prozessphantasien rahmen somit bestimmte Ereignisse; dieselben Ereignisse können höchst unterschiedliche Bedeutungen und Wertigkeiten erlangen.

Diesen Prozessphantasien Aufmerksamkeit zu zollen, dürfte eine wesentliche Aufgabe bei der Gestaltung der therapeutischen Zusammenarbeit sein und ich will nun an einem Transkript-Ausschnitt zeigen, wie es gelang, eine Prozessphantasie von einer Gerichtsverhandlung zu „transzendieren“. Damit ist gemeint, dass ihre Grenzen überschritten werden können, so dass die Vorstellung selbst zum *Thema* bzw. *Inhalt* des Gesprächs werden kann, während sie ohne solche Überschreitung Rahmen bleibt, also nicht thematisiert werden kann.

4 Der innere Kontext des Gesprächs

Es handelt sich um die dritte Sitzung. Die Eltern in dieser Familie haben sich wegen Erziehungsproblemen mit ihren Kindern angemeldet, dann aber wurde zum Ende des zweiten Gesprächs ein Paarkonflikt angeboten, für dessen Klärung diese dritte Sitzung ohne die Kinder anberaumt wurde. Nachdem das Paar Platz genommen hat, erinnert der Therapeut an diese Verabredung und fragt dann:

Therapeut: Was dachten Sie, worüber wir sprechen?

Frau: Na, wir vielleicht über uns

Mann: Über uns

F: Oder ich über meinen Mann

(Kleine Pause)

Diese kleine Pause kann man nutzen, um über die konversationelle Dynamik eines solchen Auftaktes etwas nachzuzugröbeln. Man sieht, wie innerhalb der ersten Sekunden gleichsam eine neue Filmspule eingelegt wird; der Paarkonflikt wird erst einmal nicht besprochen, sondern dargestellt; er wird in Szene gesetzt.

F: Wenn ich mal so anfangen darf: es geht immer noch darum, dass mein Mann so furchtbar gleichgültig ist. Dass ich mich so fühle, so gar nicht wichtig genommen, dass ich immer das Gefühl habe, ich bin nichts wert ... phh ... oder er macht sich keine Gedanken um mich ... Oder ... jetzt vor kurzem war mein Hund gestorben und er weiß nun, wie ich darauf reagiere, ich bin unheimlich sensibel auf solche Dinge und da kama an und hat mit mir gemeckert woch ich zweiten Tach immer so inner Ecke hing wie so'n Schluck Wasser inner Kurve ... er hat sich zwar hundertmal schon dafür entschuldigt, aber das machta immer wieder ... dann hatta gesagt, ja nun steh doch ma auf und tu doch ma was! Immer muss ich alles machen und solche Sprüche, die er dann auch vor den Kindern macht und das tut mir immer unheimlich weh ... und das macht er alles ... er ist so kein bisschen feinfühlig ... alles so ... ahh ...damit hab ich dann Schwierigkeiten. Auch vor den Kindern, dass ich immer die Aufgabe mir zuschanze, dass ich jetzt den Kindern gegenüber diese Sensibilität vermitteln muss, die mein Mann ihnen überhaupt nicht gibt

T zu M: Und was hatten Sie, worüber Sie gern sprechen würden?

M: Naja, ich würde so sagen ... dass ... so das Gleiche, ... das is ja nu auch ma mein Problem ... ne ... s'is schon ganz richtig ...

T: Sie sehn das auch so. Sie sehn sich als Problem, ja?

- M: Richtig. Aber ... das ist auch irgendwo mein Problem, das Ganze, ne ... also ... es ... es fehlt mir die Sensibilität, das is ganz klar, das weiß ich auch selbst. Ich kann halt einfach nicht aus meiner Haut fahren.
- T: Sie finden wie Ihre Frau, dass Ihnen die Sensibilität fehlt?
- M: Das denk ich mir selber. Sagen wir, dieses Feingefühl vor allem. Also ich bin mehr so'n ...wie soll ma sagen, ... so'n Holzfäller kann man sagen, ne ... so ziemlich grob. Es fehlt mir halt, das merk ich selbst ... das ist auch irgendwie falsch, was ich gesagt habe. Ich hab zwar damit gedacht oder auch gemeint, wo der Hund gestorben war, wenn sie irgendwas in der Hand hat, dann vergisst sie's ... Vergessens immer wieder ... aber ... wieso hat se'nen ganzen Tag in der Ecke gesessen und gegrübelt, vor sich hingegrübelt und ich hab gedacht, wenn sie irgendwas macht, denkt se wenigstens nicht mehr so intensiv dran. Aber wahrscheinlich war das wieder...das heißt, verkehrt war's bestimmt nicht ... aber ... vielleicht die falschen Worte hab ich dann gewählt, ne ... (leise): auch vielleicht der Tonfall war nicht dementsprechend ... das is das, was mir wahrscheinlich so ein bisschen fehlt.
- T: Seit wann haben Sie das erste Mal gedacht, dass Sie nicht sensibel genug sind, dass Sie ein Holzfäller sind im Umgang mit ihr? Ich frage das deshalb – das will ich Ihnen mal erklären, denn, ähm ... was würden Sie sagen, Frau G., hätten Sie einen Holzfäller geheiratet?
- F: Nein!
- T: War er am Anfang auch so ... so wie bei den Holzfällern?
- F: Nein, überhaupt nicht. Im Gegenteil ... es ist erschreckend, wie weit sich mein Mann verändert hat in den ersten Jahren.
- T: Deshalb frage ich, nicht, es muss ja eine Veränderung passiert sein. Wann hat die denn angefangen?
- F: Ich kann's mir schon denken

Erzählt wird nun eine Geschichte: In den ersten Jahren haben beide bei den Eltern gelebt, sehr beengt. Sie hat sich immer schon ihres Vaters, Alkoholiker, geschämt und erwartete deshalb von ihrem Mann, er möge sensibler sein – als der Vater, aber auch mal deutlich „Nein“ zu den Kindern sagen. Er soll es aber anders tun als der Vater, der nicht nur getrunken, sondern auch geschlagen habe. Sie habe sich mal vorgenommen, wenn der Vater noch mal die Mutter schlage, gehe sie mit dem Messer auf ihn los. Seither fühle sie diese Bosheit in sich und werde die nicht los. Vom Vater habe sie Gerechtigkeit erwartet, doch unter ihm litt sie am meisten. Zu dieser Enttäuschung summiert sich die an ihrem Mann.

- F: Der ist dann auch ... da fällt'ne Klappe runter und ich kann dann reden und tun und machen, was ich will ... und das ist denn auch, ... wird dann auch ... merken die Kinder und...hören dann auch so einiges, logisch ... aber er, er ... dass er nicht mal was sagt, oder mir auch mal zeigt, so „Jetzt reicht's“ ... ähh ... „Jetzt sag ich mal was“ ... ach nein, nein
- T: Und jetzt möchten Sie, dass ich auch den Wunsch habe, dass er hier mal was sagt
- F: Hm ... ja, ja ... (lacht verschmitzt). Ich hab auch so den Wunsch, dass er ma ... dann dies Aha-Erlebnis vielleicht ma hat ... Oder dass er ma merkt, wie es bei mir innendrin aussieht, wie ernst das überhaupt ist ...
- T: Und das scheint irgendwie so zu sein, dass, weil Sie sich innerlich so schlecht fühlen ... voller Bosheit manchmal, deswegen kämpfen Sie jetzt so darum, dass er auch der Böse sein soll, Sie klagen ihn ja an, nicht?
- F: (lacht): hm, hm
- T: Und möchten mich ein bisschen dafür gewinnen, dass ich die Dinge so durch Ihre Brille sehe ... Das Aha-Erlebnis heißt, er soll den Kniefall machen und sagen: „Ja, stimmt, ich werd'

mich ändern“. Und wenn er auch mal nen bisschen böse wäre, mal so losbollern würde und schimpfen, dann würden Sie sich entlastet fühlen, dann bräuchten nicht Sie allein sich so böse zu fühlen

F: (leise) Ja, das stimmt

Der Mann erzählt nun, dass er neulich böse war und den Kindern angedroht habe, sie auf den Dachboden zu sperren – und habe das zwei Minuten später wieder bereut.

F: ... dass es ruhiger werden soll, das versuch ich zu vermitteln und auch ma sag, jetzt isses genug, aber das klappt irgendwie nicht ...

T: Also so ganz ohne Bosheit sind Sie auch nicht?

M: Ja, sicher, also ... das is wahr ...

T: Naja, ich finde das sehr wichtig, denn zwischen Ihnen scheinen die Rollen so verteilt zu sein, dass Sie, Frau G., den Ankläger spielen – die Anklägerin – hier jedenfalls im Augenblick, und Sie, Herr G. spielen das zu Unrecht beschuldigte Opfer ...

M: Hm

T: Nich, und ich soll den Richter spielen, der Sie, Herr G., zu 10 Jahren verschärfter Hausarbeit verurteilt ...

M: Ja, so ungefähr sieht's aus, das stimmt

(Beide schauen sich an und lachen).

Die Kooperation zwischen dem Paar würde ich wegen der vergleichsweise starren Rollenverteilung als kollusiv bezeichnen; anfänglich aber ist die leicht antagonistische Kooperation zwischen dem Therapeuten und dem Paar das Problem. Diese Störung der Kooperation wird gesteuert von der „Interaktion der Bilder“; Frau G. bietet ja schon in ihrer zweiten Bemerkung eine Re-Definition der Aufgaben und Ziele des Gesprächs an, die erkennen lässt, dass sie ganz andere Ziele verfolgt, als gemeinsam abgesprochen waren. Sie möchte über ihren Mann zu Gericht sitzen und teilt damit sich die Rolle als Anklägerin, ihrem Mann die des Angeklagten, dem Therapeuten die des Richters zu. In dieser Prozessphantasie spielt ihr Mann erstaunlich geschmeidig mit. Er, ganz einsichtiger Angeklagter, sieht sich als „Problembesitzer mit einem Mangel an Sensibilität“, bezeichnet sich in einer drastischen Metapher als „Holzfäller“ und äußert dann, bemerkenswert zweideutig, er könne halt nicht einfach aus seiner Haut fahren. Seine Formulierung stellt dies als Unfähigkeit, als Versagen dar. Wegen dieses Versagens, so kooperieren hier die beiden Ehepartner miteinander, sehen sie weniger Klärungsbedarf für ein Paarproblem, sondern eher Verurteilungsbedarf für jemanden, der „böse“ ist. Das ist in der Tat ein anderer Film und wir können sehen, dass die vielfach geforderte therapeutische Neutralität selbst nicht einfach ein für allemal als Haltung erworben werden kann, sondern jedes Mal neu interaktiv hergestellt werden muss. Die Prozessphantasie von der Gerichtsverhandlung muss, soll Therapie stattfinden und nicht Gerichtssitzung, selbst zum Thema gemacht werden, ja man kann sagen, indem sie zum Thema gemacht wird, findet psychoanalytische Familien-Therapie statt.

Der Aufforderung, die Richterrolle zu übernehmen und zu urteilen muss hier *vonseiten des Therapeuten ein Widerstand entgegengesetzt* werden – das erst ermöglicht eine produktive Kooperation. Die Verhandlung über Ziele und Aufgaben eines therapeutisch-beraterischen Dialogs geschieht, wie man hier deutlich sieht, nur zu einem leichteren Teil im Sinne einer bewussten Planung; der schwierigere Teil sind

jene Verhandlungen, deren Ziele undeklariert in den Dialog sozusagen „eingeschmuggelt“ werden. Therapeutische Kooperation, so kann man zusammenfassen, hat dann wenigstens drei Komponenten: sie besteht aus Zielen und Aufgaben und aus einem Kontakt, der wie hier zunächst belastungsfähig genug sein muss, um die deklarierten und maskierten Verhandlungen zu tragen. Aber Ziele und Aufgaben sind nie nur bewusst; die Prozessphantasien weisen daraufhin, dass es auch unbewusste Ziele gibt, die Familienmitglieder in einer Interaktion verfolgen können. Sie können nicht durch rationale Verhandlung gleichsam weggeblendet werden.

Wesentlicher Bestandteil des Kontakts ist, wie hier schon ersichtlich, die Verwendung von Metaphern für die eigene oder eine andere Person oder für die metaphorische Beschreibung von Beziehungen. Ich will mich dem Thema der Metapher nun zuwenden, um an einem weiteren Transkript deren Bedeutung zu illustrieren.

5 Die Metapher in einer familientherapeutischen Sitzung

Die Metapher ist eine sehr eigentümliche Sprachfigur. Sie zeigt uns, dass wir sehr viel bildhafter denken, sogar in den harten Wissenschaften, als wir im allgemeinen bemerken. Wir verwenden sie meist unbemerkt, wenn wir „auf Standpunkten stehen“ oder in einer Diskussion jemandem das „Wasser abgraben“. Sie ist schon immer von Poeten und Literaten genutzt worden, um mit ihrer Hilfe etwas zu sagen, was sich durch den wissenschaftlichen Begriff nicht sagen lässt. Die Metapher ist der Kunstgriff einer Sprache, die ihre Not kennt, wenn sie darum ringt, die Grenzen dessen, was gesagt werden kann, zu erweitern. Die Metapher ermöglicht, ein Konzept mit einem anderen Konzept zu erläutern, etwa wenn wir sagen, das Leben sei „ein Tag“. Wir können das Leben nicht streng wissenschaftlich (im Sinne von metaphernfrei) *definieren*, aber wir können ein vertrautes Konzept (den Tag) heranziehen, um dessen Bedeutung auf das Zielkonzept zu „übertragen“ – das griechische *metaphorein* hat genau diese Bedeutung der Übertragung. Die Metapher erlaubt auf diese Weise, viele Vorstellungen von zu *konzipieren*. Solche Konzeptualisierungen können dann kohärent (Lakoff u. Johnson 1998) mit anderen werden, etwa wenn wir vom Lebensabend sprechen; die Rede von einer Lebensnacht freilich bräuchte besondere, vielleicht poetische Kontexte, um als nicht allzu befremdlich empfunden zu werden.

Die Übertragung von einem Konzept auf ein anderes ist dabei nicht an Ähnlichkeitskriterien verbunden, wie Beispiele schnell klarmachen. Wenn ein Reporter metaphorisch zu seinem Redakteur sagt, „diese Nachricht ist Sprengstoff“, besteht keine Ähnlichkeit zwischen „Nachricht“ und „Sprengstoff“ und dennoch können beide Konzepte durch die metaphorische Übertragung miteinander in Verbindung gebracht werden. Auch handelt sich nicht um eine abkürzende Redeweise, denn die gebildete Metapher hat einen eigenen „Witz“, ja sogar einen „Blitz“, der verloren ginge, würde man sie in eine metaphernfreie Sprache übersetzen wollen. Und ein Versuch würde rasch zeigen, dass es kaum ginge oder nur mit vielen tausend umständlichen Worten. Die eigentliche reizvolle metaphorische Aussagen wäre verloren.

In den letzten Jahren hat die Metapher auch im therapeutischen Sprechen sehr viel mehr Aufmerksamkeit gefunden (Buchholz 2003) und ich habe mit einer Reihe von

eigenen empirischen Arbeiten zeigen können, dass unsere Profession sich ebenso in der Nähe der Poesie wie der Wissenschaft bewegt (Buchholz 1999; Buchholz u. Gödde 2005). Wir können auf die Metapher weder in der Wissenschaft noch im Alltag verzichten, aber wir können unsere Aufmerksamkeiten für die Verwendung von Metaphern besonders im therapeutischen Gespräch beträchtlich erhöhen. Mit diesen ganz knappen Bemerkungen will ich mich nun einem Transkript aus einem familientherapeutischen Erstgespräch zuwenden, das ich als Leiter der familientherapeutischen Werkstatt in einer Klinik für Psychotherapie vor einigen Jahren geführt habe. Die Familie beschreibt hier ihre interaktive Dynamik mit der Metapher von der „Prägung“.

Der 26-jährige Paul ist ältester Sohn eines 55 Jahre alten Landwirtes und dessen 53-jährigen Frau. Paul ist nie mehr als 20 km aus seinem Dorf herausgekommen und das war in einer Zeit, als er eine Lehre auf einem benachbarten Hofe machte. Es stand immer fest, dass er den väterlichen Hof übernehmen würde. Wegen schwerer depressiver Zustände und eines Suizidversuchs wird er stationär in Behandlung aufgenommen. Im Rahmen der Aufnahme kommt es in der Klinik zu einem ersten Familiengespräch, an dem neben den genannten drei Personen auch Karl, der 22-jährige Bruder und die 25-jährige Renate, die in einem Büroberuf arbeitet, teilnehmen. Eine weitere Schwester arbeitet als Aupairmädchen derzeit im europäischen Ausland und konnte deshalb an dieser Sitzung nicht teilnehmen. Der Therapeut klärt in diesem Gespräch den Überweisungskontext und fragt den schwerleibigen Vater, dem man lange Jahre harter Arbeit ansieht, was er sich denn unter einem solchen Gespräch gedacht habe und fährt dann fort:

- T: War das irgendwie so die Idee, äh, da haben Sie immer schon drauf gewartet, endlich findet das mal statt, oder ...?
- V: Ach, das kann ich nu gerade nich sagen. Weil – man kann sich ja unter diesen Dingen nich so sehr viel vorstellen, als Außenstehender sag ich mal. Ja, wenn man das nich erst ma einma miterlebt hat oder durchgemacht hat sieht man das ja mit ganz anderen Augen schon, ne, also ich hab damals gesagt, wenn’s was bringt, dann bin ich auch bereit dahinzufahren und auch noch weiter zu fahren, ne. Weil man sich da ja auch nich mit auskennt. Wir sind von morgens bis abends ausgelastet und irgendwo will man denn auch ma seine Ruhe haben, nich. Und diese Sachen sind für uns vollkommen neu.
- M: Ja
- V: Da ham wir praktisch überhaupt noch nichts mit zu tun gehabt. Wir ham ma vorm Jahr ’n Mitarbeiter gehabt, der hatte ähnliche Sachen, aber die warn dann doch wieder ganz anders gelagert, der musste dann nach L. in die Psychiatrie eingewiesen werden, ne, also, da hat man denn auch schon ma so bisschen Einblick bekommen, aber dies is ja nu wieder was gaaanz anderes, ne.
- T (zur Mutter): Was denken Sie denn, was mit Ihrem Sohn los ist, warum der hier ist?
- M: Ja, was soll ich da denken? Er is eben bisschen anders vielleicht. Er hat irgendwie, er denkt viel, und wird mit irgendetwas nicht fertig. Das is mein Eindruck.
- T: Er wird mit irgendetwas nicht fertig
- M: Ja
- T: Mit dem man fertig werden sollte
- M: Ja. Wo ein anderer das, äh, tritt vielleicht auf’n Fuß oder der schreit los und denn har er’s vergessen. Und er kann das eben nicht.
- T: Und ihm hat sozusagen im übertragenen Sinn jemand mal auf’n Fuß getreten?
- M: Ja, und vielleicht merkt er das selber nich

Hier finden wir eine erste Metapher als Erklärung für das, was mit Paul los ist: Jemand hat ihm auf den Fuß getreten. Man spürt, diese Art die Dinge zu erklären, ist ein wenig lebendiger, ist etwas farbiger und teilnehmender als die Art des Vaters, der seinen Sohn mit einem Mitarbeiter vergleicht, der auch schon mal in die Psychiatrie eingewiesen wurde. Aber wenn man das Video-Band sieht, merkt man dem Vater seine große Sorge um den Ältesten im Tonfall deutlich an. Während der Vater inhaltlich etwas hilflos feststellt, bei Paul sei etwas „ganz anderes“ – dem Vater gelingt es gerade *nicht*, eine Metapher zu bilden –, versieht die Mutter dies „ganz andere“ mit einer bildhaften Ausdruckweise: Paul ist auf den seelischen Fuß getreten worden. Damit erhalten wir auch einen Hinweis darauf, dass es jemanden geben muss, der ihm auf den Fuß getreten ist – es ist eine Metapher für ein im Familiengedächtnis bewahrtes, aber noch unbekanntes interaktives Geschehen. Wir können also festhalten: Die Metapher ist hier subjektive Krankheitstheorie und verweist zugleich auf Beziehung. – Nun wendet sich der Therapeut an die Schwester:

T: Und wie empfinden Sie das jetzt mit Ihrem Bruder?

R: Ich glaube, er ist eigentlich in die Rolle reingedrückt worden, dass er den Hof mal weiterführt. Und da hat er da wirklich nicht die Möglichkeit, sich so zu entfalten, wie er gerne möchte. Es stand von Kind auf fest, dass er mal den Hof weiterführen wird. Und dadurch ist seine Freiheit auch etwas beschnitten worden. Und dass er eben nicht so viel Freiheit hatte wie wir anderen Geschwister.

Auch diese Metapher, Paul sei „in die Rolle reingedrückt“ worden, passt kohärent mit der anderen, ihm sei auf den Fuß getreten worden, zusammen. Zugleich hebt sie in der metaphorischen Formulierung von der „beschnittenen Freiheit“ den Charakter der Verletzung noch einmal deutlich hervor. Wenn man sich fragt, woher die Schwester das Potential zu einer solch ausdrucksstarken Beschreibung hat, findet man im späteren Verlauf dieses Gesprächs eine Antwort: In dieser Familie gibt es eine Art Aufteilung, wonach die männlichen Familienmitglieder traditionell gebunden und der Hofübernahme verpflichtet sind, während die weiblichen Familienmitglieder sich als eher „modern orientiert“ bezeichnen. Die Mutter erklärt klar, man könne ja nicht wissen, ob eine Ehe halte und dann müssen die Mädchen einen eigenständigen Beruf haben. Beide Töchter haben den Absprung aus der Familie sehr viel besser geschafft, Renate spricht aus einer exzentrischen Position heraus; sie kann die Familie und Pauls Drama wie von außen beobachten und beschreiben und die Einnahme einer solchen exzentrischen Position macht ihr den Gebrauch von stimmigen Metaphern leicht. – Nun wendet sich der Therapeut an den Bruder Karl:

T: Und Sie, haben Sie auch eine Idee?

K: Ja, meine Idee fasst eigentlich beide zusammen. Zum einen, dass er geprägt ist, der berufliche Weg schon vorgeprägt ist, zum andern auch, dass mein Bruder 'n Typ ist, der, wie soll ich sagen, ja, der niemand anders in die Grenzen weisen kann.

T: Er kann niemand anders in die Grenzen weisen?

K: Ja. Ja.

T: Aber andere können ihn?

K: Ja, so seh ich das.

T: Er ist sozusagen die Münze, die geprägt wird und die andern sind der Prägestock?

K: Ja, kann man so sagen. Die Richtung stimmt.

Eine neue Metapher, die von der Prägung, wird hier formuliert. Sie wird durch den Therapeuten sogleich extendiert, indem er in die Rede bringt, dass es bei einer Prägung zwei Seiten gibt, eine passive Prägung und einen aktiv Prägenden. – Nun wird der Vater gefragt:

T: Und was denken Sie?

V: Tjaaa, das is jetzt schwer. Ich glaube, dass es an der Mentalität liegt vom Paul. Paul ist von der Mentalität ganz anders gewesen wie die andern drei Geschwister. Ich meine, dass die Mentalität mit dazu spielt. Eben dies zurückhaltende und das Nicht-Rausschreien, wenn einer ihn ärgert, oder so, nich, dann lieber in Ruhe in sich zurückgehen und lieber gar nichts sagen. Das kennen wir eigentlich sonst gar nich so in der Familie.

Der Vater erklärt diesen Mentalitätsunterschied mit den bösen Erfahrungen auf den Lehrhöfen, wo der damals 16-jährige Paul als „Nicht-Mensch“ behandelt worden sei. Die Menschen dort seien „so grob“ gewesen. – Und schließlich wendet sich der Therapeut an Paul:

T: Und was denken Sie zu all dem?

P: Also, ich denke, mir gefällt die Antwort vom Karl am besten. Ich denke, dass ich, äh, immer das Gefühl habe, irgendwas falsch zu machen, weil ich nie weiß, ob das nun richtig ist was ich da mache oder nich. Weil ich, äh, ich weiß nich, ich hab immer das Gefühl gehabt, das könnte falsch sein, was ich da mache.

T: Auch früher zu hause schon?

P: Auch zu Hause! Ich denke, das zieht sich dann mein ganzes Leben hindurch. Dass ich immer so in einer Ungewissheit gelebt habe, ob das nun richtig ist, was ich da mache oder nicht. Ich habe öfter das Gefühl gehabt, am besten gar nichts zu machen, damit ich gar nichts falsch machen kann. Aber das geht ja nun auch nich.

T: War das immer so oder gab es Zeiten, wo das mal anders war?

P: Also ich meine, das wäre mein ganzes Leben so gewesen, dass ich nie gewusst habe, ob das nun richtig ist oder nicht. – Und wenn ich was falsch gemacht habe, bin ich ja öfter ziemlich grob fertig gemacht worden und dann stellt sich mir immer wieder diese Frage.

R: (zieht ein Taschentuch heraus und weint)

T zu Karl: Wissen Sie, was Ihr Bruder meint, wenn er sagt, „grob fertig gemacht worden“?

K: Ich kann es mir denken. Der Nächstliegende wäre mein Vater, oder der Nächststehende, der in Betracht käme.

T: Ja? Ist der Vater manchmal so gewesen früher?

K: Sagen wir ma: Nicht nur gewesen.

V: Ich bin eine starke Persönlichkeit. Ich war zwanzig Jahre alt, als ich den Hof übernommen hab, heut bin ich 55. Mein Vater war schon 30 gewesen, wie ich geboren worden bin. Ich musste ran und hab es auch gemacht und dass man sich dadurch formt, das kann schon möglich sein.

T: Sie sind der Prägstock und er (weist auf Paul) ist die Münze?

V: Hundertprozentig.

Ich erinnere mich sehr gut an mein Gefühl, hier würde eine Bombe ins Zimmer gerollt, als Karl so direkt den Vater als den Übeltäter auszeichnet. Immerhin, so dachte ich, hat einer in der Familie schon einen Suizidversuch unternommen, und wenn der Vater am Ende aus der Sitzung ginge mit dem Gefühl, er sei am Suizidversuch seines Sohnes schuldig, stellt sich die Frage: wird er selbst einen Versuch unterneh-

men? Aber hier nutzt die Familie die Ressourcen der Ambivalenz, und die Metapher entfaltet ein noch unbeachtetes Potential: Immerhin kann die Familie im gemeinsam geteilten Bild von Münze und Prägestock ein Gefühl der Kohärenz fördern und entfalten und der Vater erweist sich als ungemein zugänglich, weil er über diese Zusammenhänge schon sehr viel nachgedacht hat. Ich schildere sie knapp:

Wie es häufig bei Landwirtschaftsfamilien der Fall ist, spielt die Weitergabe des Hofes eine enorme Rolle zwischen den Generationen. Dieser Hof ist schuldenfrei, es geht der Familie finanziell ausgezeichnet. Aber der Erwartungsdruck zur Hofübernahme lastet immens auf dem Ältesten; weigert er sich, scheint es, als würde er die Lebensleistung des Vaters entwerten. Dieser Vater schildert im Anschluss an seine letzte Bemerkung, dass er seinen Vater vom Kartenspielen aus der Kneipe hat abholen müssen, während seine Mutter „etwas Besseres“ erwartete und er fügt an, „zwischen unseren Eltern war keine große Liebe“. Er, unser Vater hier, war derjenige, der schon seinerseits auf eigene Wünsche verzichtete – um die seiner Mutter zu erfüllen. Er hat in der Tat etwas Besseres aufgebaut und deshalb kann ich im Anschluss an diese Schilderung Renate fragen, ob der Vater nur enttäuscht sei, wenn Paul den Hof nicht übernehme oder ob er auch insgeheim denke, der nimmt sich was heraus, was er, der Vater, sich nie erlaubt hätte. Daraufhin erfahre ich, dass die Familie zwar Paul in die Rolle des Hoferben hineingedrängt hat, dass aber gleichzeitig der Vater seinem zweiten Sohn Karl ein Studium der Landwirtschaft finanziere – als „Notlösung“, wie es heißt. Das verschärft wiederum Pauls Zwangslage: Wenn er sich für die Hofübernahme entscheidet, entwertet er die Studienziele seines Bruders, wenn er sich dagegen entscheidet, entwertet er die Lebensleistung des Vaters. Er hat schon recht mit dem, was er da sagt: wie er es macht, ist es falsch. Und so wird auch verständlich, dass Karl ein Motiv hat, seinen Vater so direkt zu beschuldigen, das Motiv nämlich, dass er selbst gerne den Hof übernehme, wie er auf eine entsprechende Frage klar sagt. Wenn Paul also „krank“ wäre, wäre der ihn prägende Vater schuld und Karl hätte den Vorteil davon. Paul freilich befreit sich aus seiner Zwangslage, indem er die Ressourcen der Ambivalenz in Sachen Krankheit nutzt: Immerhin hat er es geschafft, sich in eine Klinik einweisen zu lassen und ist damit zum ersten Mal in seinem Leben mehr als 300 km von zu Hause weg. Das war dann auch die Richtung der angebotenen Lösung:

Wir haben die enorme Leistung des Vaters, seinem zweiten Sohn Studienjahre zu finanzieren, ausdrücklich anerkannt und vorgeschlagen, seinem ersten Sohn „Lehr- und Wanderjahre“ zu finanzieren, denn das Gefühl für Gerechtigkeit in dieser Familie sei, wie wir gesehen hätten, außerordentlich ausgeprägt. Karl solle also zwei Jahre frei in der Welt herumreisen können und sich erst dann entscheiden. In einer zweiten Sitzung wurde angeregt, dass die Geschwister untereinander diese Frage klären, ohne die Eltern. Dann kam ein bemerkenswerter Zufall zu Hilfe. Renates Hochzeit stand an und Paul, der noch nie mit einer Frau zusammen war, hatte keine Tischpartnerin, wie gesagt wurde. Während seines Klinikaufenthaltes war es Sommer, mit therapeutischer Unterstützung war er mutiger geworden und als ihm bei seinen Ausflügen in die Stadt eine Eisverkäuferin so gut gefiel, fragte er sie, ob sie seine Tischdame bei der Hochzeit seiner Schwester werden wolle. Nun, sie hat ja gesagt. Paul konnte nach drei Monaten entlassen werden. Ein Jahr nach seiner Entlas-

sung zeigte mir seine Einzeltherapeutin eine Postkarte, die er geschrieben hatte – aus London. Später teilte er mit, er habe den Hof übernommen und seinen Bruder als Berater eingestellt.

Ich schildere das, um die Geschichte zu einem Abschluss zu bringen. Aber es kam mir darauf an zu zeigen, wie die Aufmerksamkeit für die Metapher das therapeutische Hören bestimmt hat. Die Sensibilität für die Metaphern ist eine Bedingung guter Beratung. Hier stellte sich bemerkenswerterweise eine beträchtliche Kohärenz in den verwendeten Metaphern dar. Die Metaphern vom „auf den Fuß treten“ über die „beschnittene Freiheit“, das Hineindrängen in eine Rolle und schließlich die von der Prägung weisen kohärent in die gleiche Richtung: das ein mächtiger interaktiver Zwang ausgeübt wurde. Die Metapher verdichtet hochgradig die familiäre Beziehungserfahrung, sie bringt viele einzelne interaktive Szenen zu einem vereinheitlichenden Bild zusammen, sie bündelt viele bunte Blumen zu einem Strauß.

Um aber mit der Metapher therapeutisch arbeiten zu können, sind ein paar Hinweise zu beachten:

- Die Metapher kann nicht einfach übernommen, sie muss „praktisch analysiert“ werden. Das geschieht hier, indem die Metapher von der Prägung zunächst extendiert wird; wo geprägt wird, gibt es Münze und Prägestock. Damit wird das interaktive Moment anschaulich. Erst wenn die Metapher in diesem Sinne zu einem interaktiven Szenario vervollständigt ist, kann sie als „door opener“ für einen Einstieg in die Familiengeschichte genutzt werden.
- Man muss beachten, von welchem Standort aus eine Metapher genutzt wird. Für Renate hatte ich schon beschrieben, dass es ihr möglich geworden war, eine „exzentrische Position“ zur familiären Lage einzunehmen. So konnte sie die Metapher im Sinne einer Stellungnahme verwenden und sich zugleich hinter deren Vieldeutigkeit schützen, was auch eine Fähigkeit ist, die Ressourcen der Ambivalenz zu nutzen. Sie sagt etwas und verhüllt es zugleich.
- Manche Menschen verwenden Metaphern ohne diese exzentrische Position zu einer bestimmten Lage. Hier ist eine eigentliche Analyse der Metapher noch nicht möglich, weil die Metapher nicht wie eine Darstellung oder Vorstellung, sondern wie eine Feststellung verwendet wird. Ich erinnere mich sehr gut an einen Vater, der von sich mit größtem Stolz sagte, er sei ein „Stehaufmännchen“. Trotz vieler Schwierigkeiten in seinem Leben habe er sich immer wieder aufgerichtet. Aber er war gekommen, weil er in seiner beruflichen Entwicklung nicht weiter kam und deshalb gewann er eine exzentrische Position zu diesem metaphorischen Selbstkonzept erst, als ich irgendwann vor mich hin murmelte, dass Stehaufmännchen sich zwar immer aufrichten, doch immer an der gleichen Stelle stehen bleiben und sozusagen keine „Fortschritte“ machen können. Hier konnte er sich mit mir wundern und erst dann beginnen, an einem neuen metaphorischen Selbstkonzept zu arbeiten.
- Es gibt Menschen, die für zentrale Lebensthemen keine Metaphern finden können, jedenfalls nicht solche, die sie als für sich passend empfinden. Nach meiner Erfahrung handelt es sich um zwei Gruppen von Menschen. Solche, die unter großen Schuldgefühlen leiden und solche, die traumatisiert sind. Menschen mit Schuldgefühlen trachten nach Rechtfertigung und schildern deshalb eher Sach-

verhalte als Erlebnisse; Menschen mit schweren Traumata haben oft überhaupt kaum eine eigene Stimme – oder nur diejenigen klischeeartigen Formeln, die ihnen aus Medien entgegenschallen, die ihnen aber öfter die Artikulation der eigenen Erfahrung, das Finden einer eigenen Sprache eher verstellen als erleichtern. Hier ist die therapeutische Aufgabe schwer, weil man gelegentlich und sehr behutsam metaphorische Wendungen anbieten muss und immer sorgfältig zu prüfen bleibt, ob die angebotenen Metaphern tatsächlich assimiliert werden können. Aber wir wissen aus der empirischen Forschung, dass eine Zunahme des metaphorischen Sprechens mit dem therapeutischen Erfolg klar erkennbar einhergeht.

6 Das Narrativ

Ich habe nun an zwei Transkriptbeispielen etwas über die Rolle der Prozessphantasien und über die Interaktion der Bilder, insbesondere die Bedeutung der Metapher, bei der Gestaltung des inneren Kontextes gezeigt. Es ist klar, dass es zu Transkripten immer auch noch anderes zu sagen gäbe. Beide Transkripte zeigen eine Gemeinsamkeit. Im ersten Beispiel mit dem Ehepaar wurde eine biographische Geschichte der Frau eingefügt und im zweiten Beispiel der Bauernfamilie hat der Vater einen Teil seiner Biographie zu erzählen begonnen. Das Gemeinsame an beiden Erzählungen ist nicht der Inhalt, sondern der Einstiegspunkt für die Erzählung: Beide Male wird erzählt, um etwas zu erklären, genauer: um das eigene Verhalten zu *rechtfertigen*. Frau G. erzählt von ihrer Enttäuschung am Vater, um ihre Enttäuschung am Ehemann zu rechtfertigen; der Landwirtsvater erzählt in dem Augenblick von seiner eigenen Geschichte, als er von den Söhnen unter Rechtfertigungsdruck gesetzt wird.

Dieser Zusammenhang verdient besondere Beachtung: Es ist immer die aktuelle Interaktionssituation, die das Erzählen einer Geschichte motiviert. Damit mache ich eine Unterscheidung zwischen der *Erzählung* und dem *Erzählen*, die längst üblich geworden ist. Die *Erzählung* betrifft den Inhalt, das *Erzählen* das konversationelle Format. Unsere familientherapeutischen Theorien beziehen sich meist auf die *Erzählung*; dann verstehen wir aus der *Erzählung* vergangener Ereignisse ein Verhalten eines Kindes etwa als Delegation seitens eines Elternteils. Für die Gestaltung des inneren Kontextes der Gesprächssituation sind aber die konversationellen Formate des *Erzählens* von weit größerer Bedeutung; sie machen Atmosphäre. Man kann z. B. auf die Einleitungssphrasierungen, mit denen eine *Erzählung* beginnt achten. Ein Vater leitet seine *Erzählungen* regelmäßig mit der Bemerkung an den Therapeuten ein: „Sie müssen das so sehen ...“, eine Mutter vergewissert sich zu Anfang einer *Erzählung*, dass das doch „normal“ sei. Andere Menschen beginnen einfach zu erzählen, ohne sich der Zuhörerbereitschaft des Anderen versichert zu haben und dieses konversationelle Format wird von anderen noch überboten, die gleichsam die Relevanzmarkierung einer Geschichte weglassen. Als Zuhörer versteht man oft über lange Abschnitte nicht, warum die Geschichte eigentlich erzählt wird. *Erzählen*, so kann man daraus lernen, muss interaktiv organisiert werden; man muss ein Hörersignal haben, dass der andere bereit ist, man muss die Relevanz einer Geschichte

verdeutlichen und schließlich ein Ende finden, um dem anderen die Übernahme des Rederechtes anzuzeigen.

Wenn ich mich den Erzählungen zuwende, dann kann man feststellen, dass es ganz unterschiedliche Typen davon gibt. Kohärente Erzählungen schließen eine Gestalt, fragmentierte Erzählungen lassen oft merken, dass hier etwas nicht verarbeitet wurde. Die Form einer Erzählung entfaltet ebenfalls ihre interaktiven Wirkungen auf den Zuhörer. Das hat damit zu tun, dass wir erzählen, um uns unserer biographischen Kontinuität zu vergewissern, dass wir uns rechtfertigen und unserem Verhalten und unseren Einstellungen erzählend Sinn geben und schließlich, dass im Erzählen immer auch ein Appell liegt, der den anderen ergreift und ergreifen soll. Schließlich bringen Erzählungen auch Lebensmaximen zur Darstellung. Es zeichnet wahrscheinlich jene Erzählungen, die wir in beraterisch-therapeutischen Zusammenhängen vernehmen, besonders aus, dass wir aus ihnen inkohärente Lebensmaximen erschließen müssen. Auch dafür wähle ich einen Transkriptausschnitt einer anderen Familie.

Walter, 19 Jahre alt, hat seine Mutter vor 16 Jahren durch einen Verkehrsunfall verloren. Ein halbes Jahr später heiratete sein Vater, Herr Z., erneut. Frau Z., Walters Stiefmutter, sagt, sie sei in die Familie gegangen, „weil ich Karl (Herrn Z.) aufrichten wollte“. Der Grund für das Aufsuchen des Familientherapeuten ist, dass Walter vor einem Jahr die Schule unterbrochen hatte, um nach Frankreich zu gehen, um dort eine Lehre zu machen. Dies Vorhaben scheiterte aber. Er kehrt nach Hause zurück und zeigt sich nun nicht gewillt, Grenzen der Eltern zu respektieren. Walter sagt:

Walter: Ich habe keine Lust privat mit meinen Eltern noch so irgendwas zu machen, ich mein, das Private geht sie ja auch nichts mehr an. Ich hab keine Lust, darauf zu achten, die Musik halt nicht so laut zu machen oder leise zu sein, wenn sie (die Stiefmutter) schläft – aber, ok, das akzeptier ich, ich versuch halt auszuziehen. Ich lass mir nichts vorschreiben, nur weil meinen Eltern das Haus gehört, das ist mir zu materiell, auf solche Argumente lege ich keinen Wert. Ich seh halt zu, dass ich da raus komme. Wir haben halt völlig verschiedene Interessen, das würde auch nicht gut gehen, wenn wir zusammen leben, dann ziehe ich halt aus.

Herr Z (nickt mit dem Kopf)

Frau Z: Es verletzt mich halt unheimlich, wenn Walter seine Interessen so durchsetzt.

Walter: Ich führe ein eigenes Privatleben, ich sehe nich, dass nur, weil ich bei den Eltern wohne, sie mir sagen können, was ich zu tun und zu lassen habe. Ich bin genauso arbeitstätig wie mein Vater, ich hab 'n vollen Schultag, ich arbeite auch nebenbei viel für die Schule, ich krieg halt kein Geld dafür. Das is doch 'ne Selbstverständlichkeit, dass sie mich unterstützen, das müssen sie doch auch.

Walter, der dies alles in ruhigem, beinahe kaltem, eher erklärendem Ton vorträgt, ist klar auf seine Unabhängigkeit bedacht; er präsentiert ein Selbstkonzept, wonach er nicht so materiell orientiert sei wie seine Eltern. Auch wenn er davon spricht, dass der „Zusammenhalt der Familie“ sowieso nicht mehr existiere, zeigt er sich unabhängig. Unabhängigkeit ist für ihn hier höchster Wert; man könnte formulieren: UNABHÄNGIGKEIT IST GUT. Er präsentiert diese Unabhängigkeit aber gerade im Kontext der Differenz, insbesondere zur Stiefmutter, die auf diese Differenz verletzt reagiert. Sie etabliert mit ihrer Äußerung einen anderen normativen Kontext, ausformuliert etwa UNABHÄNGIGKEIT VERLETZT. Weil sie verletzt, ist sie schlecht.

So entsteht in der Familie ein Werte-Schisma. Beide Erwachsenen teilen die Idee, dass Unabhängigkeit „gut“ sei, aber aus ihren Äußerungen kann man erschließen, dass sie weiter folgern, weil sie verletzt, ist sie auch „schlecht“. Weil der erste Teil dieser Prämisse von allen geteilt wird, wagt bislang niemand, Walter zu begrenzen. Aber indem das Narrativ weiter entfaltet wird, beginnt die Familie auch, das Werteschisma zu sondieren. Der Vater fährt fort:

Herr Z: Naja, das war halt so mit Frankreich. Du hast da mehr Geld ausgegeben, wegen der Wohnung und so, als ich Dir zugesagt hatte und dann hatten wir ständig Auseinandersetzungen, ich konnte es dann nicht mehr ertragen und hab halt nachgegeben.

Walter: Frankreich, das war 'nen Riesenfehler, das stimmt schon.

T: Da hat es nicht so geklappt?

Walter: Ja, das hat alles nicht so geklappt, wie ich es mir dachte, mit der Schule und mit den Leuten da. Aber heute würde ich auch sagen, es war kein Scheitern, ich hab halt nicht so eine Meinung von Leistung und so, wie diese Leute da, ich habe halt 'nen Jahr verloren, aber ich habe auch die Erfahrung gemacht, man kann sowieso keine Zeit sparen.

Wichtige Details der Frankreich-Episode werden berichtet. Es wird klarer, was „nicht geklappt“ hat, aber es wird auch klar, dass nicht von einem „Scheitern“ gesprochen werden darf. Die Unabhängigkeit muss auch hier um jeden Preis gewahrt bleiben. Walter muss den „Riesenfehler“, von dem er eben noch gesprochen hatte, in eine Art wertvolle Erfahrung umdeuten. Der Vater gesteht als Niederlage ein, dass er Walter in der geldlichen Auseinandersetzung nachgegeben hat, weil er die Auseinandersetzungen nicht mehr ertragen konnte. Er erwies sich damit als jemand, der mit Auseinandersetzungen unter Druck gesetzt werden konnte; in Walters Wertesystem war der Vater abhängig, von Walter abhängig, und somit „schwach“. Im Wertesystem des Vaters ist Abhängigkeit jedoch nicht unbedingt etwas Negatives, er ist stark genug, Schwäche einzugestehen, wie seine nächste Äußerung zeigt:

Herr Z (spricht leise vor sich hin): Ich mache mir so Vorwürfe, dass ich Dich nach Frankreich habe fahren lassen ... (Pause)

T (zu Frau Z.): Was glauben Sie, wie wirkt es auf Walter, wenn erhört, dass der Vater sich Vorwürfe macht?

Frau Z: Er macht sich immer Vorwürfe (Schweigt, dann:) Der Vater wirkt nicht als stark

Walter: Vorwürfe gibt es nicht, das ist ne Sache, was dann entsteht, wenn Leute meinen, sie hätten Entscheidungen über andere zu treffen. Vorwürfe – ich find das Quatsch.

T: Sie bringen eigentlich einen Wunsch zum Ausdruck, Sie möchten dem Vater sagen, dass er sich keine Vorwürfe mehr macht.

Walter: Ja, weil das Quatsch ist

T: Der Vater sagt, er macht sich Vorwürfe, aber Sie (zu Walter) erleben sich gleichzeitig belastet davon

Walter: Ja natürlich, weil das mein Fehler war, nicht sein Fehler

T: Sie nehmen es auf Ihre Kappe

Walter: Ja natürlich, muss ich ja auch. Er braucht sich keine Vorwürfe zu machen und der Rest ist dann auch nicht mehr sein Problem. Denn dann müsste ich damit ja wieder so umgehen, dass ich mir Vorwürfe mache, weil ich seine Vorwürfe nicht bedenke oder so und evtl. belaste ich meinen Vater jetzt wieder damit, wie ich mit seinen Vorwürfen umgehe. Das is ja nen Kreislauf. Ich sage mir: alle Sachen gehen vor mir aus, ich lass mich nicht beeinflussen. Er braucht sich keine Vorwürfe zu machen.

- T: Und dadurch, dass der Vater sagt, er macht sich Vorwürfe, vergrößert er unabsichtlich Ihre Bürde (Pause) ... weil er sich so schwach, so klein macht
- Frau Z: Er glaubt, dass er mit längerer Lebenserfahrung das besser hätte übersehen müssen (Pause) Aber es geht ja gar nicht nur um Frankreich
- Herr Z: Das denke ich auch schon die ganze Zeit ...
- Walter: Klar, eigentlich ist der Familienzusammenhalt schon seit dem Tod meiner Mutter nicht mehr da
- T: Und wenn der Vater sagt, er macht sich Vorwürfe, dann meint er vielleicht zu Ihnen (Walter): „verzeih mir doch“
- Herr Z. (beginnt zu weinen)

Diese Familientragik berührt. Die Frankreich-Episode steht nach dem Pars-pro-Toto-Prinzip für viele andere erinnerbare Geschichten, die die Familie bewahrt hat, aber nicht zu einem Abschluss bringen konnte. Erkennbar ungeschlossen ist Walters Trauer um seine leibliche Mutter; es ist wohl nicht allzu weit hergeholt, wenn man Walters normative Akzentuierung seiner Unabhängigkeit als Reaktion auf den Verlust liest, den er mit drei Jahren erlitten hat. Es ist, als ob er sich sage: wenn ich mich von niemandem beeinflussen lasse, kann ich selbst durch Trennung nicht verletzt werden. Auch der Vater hat spürbar nicht trauern können, er wurde eher deprimiert und deshalb hat Frau Z. das Motiv, ihn aufrichten zu wollen, genannt. Sie ihrerseits, so muss man fragen, hat sich wahrscheinlich nie so recht in die Familie integriert fühlen können. Walter macht ja nur allzu deutlich, dass er sie auszugrenzen versucht. Aber warum eigentlich, so möchte man fragen? Was macht es Walter so schwer, seine Stiefmutter zu akzeptieren? Hier sind natürlich viele Antworten möglich. Ich möchte eine herausheben, auf die es mir hier besonders ankommt. Mir scheint, Walter hat einen zentralen Vorwurf an seinen Vater, dass er der Mutter nicht die Treue gehalten hatte. Wenn der Vater sich nach einem knappen halben Jahr erneut verheiratet, dann stellt sich aus der kindlichen Sicht des damals etwa Dreieinhalbjährigen die tief emotionale, aber kaum artikulierbare Frage, was den Vater an die Mutter gebunden hat, was sie ihm bedeutet hat? Walters Vorwurf lautet gewissermaßen, der Vater habe die Mutter, *seine* Mutter „vergessen“. Und wenn Walter wegen der raschen Wiederverheiratung den Schluss ziehen kann, sie habe ihm, dem Vater, offenbar wenig bedeutet, dann gerät Walter in die Rolle von Hamlet, der es seiner Mutter schwer übelgenommen hat, dass sie mit dem Bruder des getöteten dänischen Königs „im Lotterbette“ lag, wie es bei Shakespeare heißt. Und Hamlets zynisch-bösen Vorwurf erfahren wir, wenn er zu Horatio sagt: „Man spart, man spart, vom Begräbnis das eingemachte Fleisch deckt kalt den Hochzeitstisch“. Wie Hamlet legt auch Walter keinen Wert auf Äußerlichkeiten, solange er diese für vorgeschoben halten muss. Und zynisch kalt wie Hamlet spricht Walter auch.

Die Hamlet-Konstellation verschärft sich in modernen Familien dann, wenn ein Elternteil nicht durch Unfall, sondern durch Scheidung aus der alltäglichen Erreichbarkeit der Kinder verschwindet und ein neuer Partner oder eine neue Partnerin auftaucht. Dass die Kinder sich dann die Frage nach dem Wert elterlicher Liebe und Bindung stellen müssen, liegt ebenso auf der Hand wie die andere Folgerung, dass sie sich die Rolle des Schiedsrichters über die neuen Liebschaften des verbleibenden Elternteils meinen anmaßen zu dürfen und dabei Schuldgefühle der Scheidungs-

partner massiv ausbeuten können, wenn diese die Vorhaltungen nicht wirklich entkräften können. Kinder kommen damit unter Umständen in eine Situation, wo ihnen elterliche Bindung entwertet wurde und ihnen gleichzeitig eine Unabhängigkeit zugemutet wird, die sie überfordern muss. Ich plädiere damit ausdrücklich nicht für eine restriktivere Handhabung von Scheidungsmöglichkeiten. Die Öffnung des Scheidungsrechts bot v. a. vielen Frauen ein historisch erstmalig errungenes Recht, sich aus unwürdigen ehelichen Verhältnissen zu lösen. Aber das Dilemma wird uns bewusster, dass Kinder ihrerseits für ein gedeihliches Aufwachsen bestimmte Bedingungen brauchen, die nicht beliebig unterschritten werden dürfen, ohne dass dafür ein hoher Preis bezahlt werden muss.

Da ich damit zum soziologischen Kontext des Anfangs zurückgekommen bin, will ich mit der Aufforderung schließen, solche Dilemmata auch im internen Kontext mit den Familien ins Gespräch zu bringen.

Literatur

- Atkinson, J. M.; Heritage, J. (Hg.) (1984): *Structures of Social Action*. New York: Cambridge University Press, 1992.
- Buchholz, M. B. (1990): *Die unbewusste Familie*. Psychoanalytische Studien zur Familie in der Moderne. Berlin: Springer (2. Aufl. 1995, München: Pfeiffer).
- Buchholz, M. B. (1993): *Dreiecksgeschichten – Eine klinische Theorie psychoanalytischer Familientherapie*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Buchholz, M. B. (Hg.) (1993): *Metaphernanalyse*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Buchholz, M. B. (Hg.) (1995): *Psychotherapeutische Interaktion – Qualitative Studien zu Konversation und Metapher, Geste und Plan*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Buchholz, M. B. (1996): *Metaphern der ‚Kur‘. Qualitative Studien zum therapeutischen Prozeß*. Gießen: Psychosozial, 2. Aufl. 2003.
- Buchholz, M. B. (1998): *Die unbewusste Weitergabe zwischen den Generationen*. Psychoanalytische Beobachtungen. In: Rösen, J.; Straub, J. (Hg.): *Die dunkle Spur der Vergangenheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Buchholz, M. B. (1999): *Psychotherapie als Profession*. Gießen: Psychosozial
- Buchholz, M. B. (1999): *Die Interaktion der Bilder – Metaphern im therapeutischen Kontakt*. Ergebnisse einer qualitativen Studie. In: Welter-Enderlin, R.; Hildenbrand, B. (Hg.): *Gefühle und Systeme – Die emotionale Rahmung beraterischer und therapeutischer Prozesse*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Buchholz, M. B. (2003): *Metaphern und ihre Analyse im therapeutischen Dialog*. *Familiendynamik* 28: 64–94.
- Buchholz, M. B.; Götde, G. (2005): *Das Unbewusste und seine Metaphern*. In: Buchholz, M. B.; Götde, G. (Hg.): *Macht und Dynamik des Unbewussten, Bd. I – Auseinandersetzungen zwischen Philosophie, Medizin und Psychoanalyse*. Gießen: Psychosozial.
- Buchholz, M. B.; Seide, L. (1995): *Aspekte einer prozessualen Diagnostik*. *Der äußere und der innere Kontext der familientherapeutischen Behandlungssituation*. *System Familie* 8: 197–216.
- Cherlin, A. (1981): *The Trends: Marriage, Divorce, Remarriage*. In: Skolnick, A. S.; Skolnick, J. H. (Hg.): *Family in Transition*, 5. Aufl. 1986. Boston: Little, Brown and Company.
- Dinkel, R. H.; Meinl, E.; Milenovic, I. (1992): *Die demographische Entwicklung als Auslöser von zukünftigen Gleichgewichten bei der Familienbildung in der Bundesrepublik Deutschland*. *Zeitschrift für Familienforschung* 4: 147–159.
- Ewert, O. M. (1988): *Veränderungen in der Inanspruchnahme familienorientierter Beratungsangebote am Beispiel der Erziehungsberatung*. In: Nave-Herz, R. (Hg.): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke.

- Gerson, M. J. (1996): *The Embedded Self. A Psychoanalytic Guide to Family Therapy*. Hillsdale, NJ: The Analytic Press.
- Heekerens, H.-P. (1998): Der alleinstehende Vater und seine Familie – Eine Näherung aus demographischer Sicht. *Familiendynamik* 23: 266–289.
- Hoffmann-Nowotny, H. J.; Höpflinger, F. (1980): Wandel der Familien und soziodemographische Entwicklung. In: Duss-von Werth, J.; Welter-Enderlin, R. (Hg.): *Der Familienmensch. Systemisches Denken und Handeln in der Therapie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kopp, J.; Diefenbach, H. (1994): Demographische Revolution, Transformation oder rationale Anpassung? – Zur Entwicklung von Geburtenzahlen, Eheschließungen und Scheidungen in der (ehemaligen) DDR. *Zeitschrift für Familienforschung* 6: 45–63.
- Lakoff, G.; Johnson, M. (1998): *Leben in Metaphern – Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern* (engl. 1980) Heidelberg: Carl-Auer.
- Limbach, J. (1988): Die Entwicklung des Familienrechts seit 1949. In: Nave-Herz, R. (Hg.): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke.
- Lüscher, K.; Schultheiß, F. (1988): Die Entwicklung von Familienpolitik – Soziologische Überlegungen anhand eines regionalen Beispiels. In: Nave-Herz, R. (Hg.): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke.
- Mau, St. (19945): Der demographische Wandel in den neuen Bundesländern. *Familiengründung nach der Wende: Aufschub oder Verzicht? Zeitschrift für Familienforschung* 6: 197–220.
- Nave-Herz, R. (Hg.) (1988): *Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland*. Stuttgart: Enke.
- Plassmann, R. (1986): Prozeßphantasien: zur Technik der systemischen Einzeltherapie. *Familiendynamik* 11: 90–108.
- Richter, Y. (1994): Verweigerter Eltern. Überlegungen zum Geburtenrückgang in den neuen Bundesländern. *Psychosozial* 17: 75–87.
- Roussel, L. (1988): Die soziologische Bedeutung der demographischen Erschütterung in den Industrieländern der letzten zwanzig Jahre. In: Lüscher, K.; Schultheiß, F.; Wehrspaun, M. (Hg.): *Die postmoderne Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Seiffge-Krenke, I. (2004): *Psychotherapie und Entwicklungspsychologie. Beziehungen: Herausforderungen, Ressourcen, Risiken*. Berlin: Springer.
- Trent, K.; South, S. J. (1989): Structural Determinants of the Divorce Rate: A Cross-Societal Analysis. *J. Marital and Family Therapy* 2: 391–404.

Korrespondenzadresse: Prof. Dr. Michael B. Buchholz; E-Mail: buchholz.mbb@t-online.de